

Wochenrundschau

Den 18. Juli 1935

Die politische Sommerpause will in Europa nicht eintreten. Der italienisch-äthiopische Konflikt beschäftigt noch immer die Kabinette sehr stark und die erstrebte Einigung zwischen Italien, Frankreich und England über diese peinliche Kriegssaffäre ist noch nicht zustande gekommen. Der Generalsekretär des Völkerbundes, Avenol, hat in London und Paris sich um eine Vermittlung bemüht — vergebens. Es bleibt wohl nicht anders übrig, als daß in den nächsten Wochen der Völkerbundsrat mit der Sache beauftragt wird. Man hat nur noch nicht den richtigen Dreh gefunden, der Italien zum Kläger und Äthiopien zum Angeklagten macht. Wie es scheint, will man gewisse Zustände in Äthiopien, z. B. die dort noch vorherrschende Sklaverei, benützen, um Äthiopien vor dem Völkerbund zur Verantwortung zu ziehen. Äußerungen des Kaisers von Äthiopien zeigen, daß man einen gewissen Gebietstausch allenfalls hinnehmen möchte, aber eine eigentliche Landabtretung verweigert. Mussolini aber rüstet weiter zum Kriege. Täglich kommen Meldungen über die Mobilmachung in Italien, das nun bereits zehn Divisionen und zahlreiche Spezialtruppen für Ostafrika bereitgestellt, ja schon dorthin geschickt hat. Die italienische Presse führt eine scharfe kriegerische Sprache und spöttelt über die Meldungen aus Paris und London, in denen der Völkerbund als letzter Ausweg gepriesen wird. Der Popo d'Italia, das Mussolini besonders nahestehende Blatt, sagte dieser Tage, daß der neue Völkerbundspalast in Genf wahrscheinlich ein leerer Tempel bleiben werde. Von London aus wurde die Erwägung unterbreitet, Italien über Äthiopien „ein Mandat“ zu erteilen. Neuerdings will sich nun Laval in der Streitsache bemühen. Aber dagegen steht der Wille Mussolinis, ob mit oder ohne Völkerbund Äthiopien zu erobern. Ob es richtig ist, daß Mussolini selbst im Flugzeug zur Truppenbesichtigung nach Ostafrika fliegen will, kann dahingestellt bleiben. Wenn der Sommer in einigen Wochen von seiner Höhe herabsteigt, und in Ostafrika die Regenglutten verheben, dann wird der Kolonialkrieg entbrennen, wenn nicht noch ein Wunder geschieht.

Drei Tage nach dem äußerlich ergebnislosen Aufmarsch der äußersten Rechten und der äußersten Linken in der französischen Hauptstadt hat der derzeitige französische Ministerpräsident Laval zu seinem großen innerpolitischen Schicksal ausgeholt und mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit ein großes Sparprogramm im Kabinett durchgepeitscht. Man muß einen so scharfen Ausdruck wählen, denn von einer geschlossenen einheitlichen Annahme der durchaus nicht sehr reichhaltigen Deflationsvorlage konnte selbst im engen Kreis der französischen Regierung keine Rede sein. Es ist hinter den geschlossenen Türen des Kabinetts scharf gestritten worden. Hat Laval gefiegt? Diese Frage ist heute noch nicht zu beantworten. Die Opposition hat ihre Fahnen unter neuem Feldgeschrei bereits erhoben. Die kommunistische Linksfrente donnert mit dem üblichen phrasenhaften Redeschwall gegen die „Cicendekretete“, die Sozialisten empfinden die Sparverordnungen als einen „Schlag gegen die Nation“. Und auch die Frontkämpfer scheinen keineswegs gewillt, die Abstriche an den Bezügen der alten Soldaten hinzunehmen. Bei den neuen Verordnungen steht, wie nicht anders zu erwarten war, der eiserne Sparwille im Vordergrund aller einzelnen Maßnahmen. Ein Abstrich von 10 Prozent aller Staatsausgaben ist ein einschneidender Akt, der kaum eine Schicht der Bevölkerung gänzlich ungeschoren läßt. Laval hat den Versuch gemacht, diese radikalen Kürzungen durch gewisse soziale Ausgleichsmaßnahmen dem Volke etwas annehmbarer zu gestalten. Die 10prozentige Senkung der Festmieten für Wohnungen und Geschäftsräume ist eine spürbare Erleichterung, die von den unmittelbar Entlasteten sicherlich gern hingenommen wird. Auch die Senkung des Brotpreises, der Preise des elektrischen Stroms, der Gas- und Kohlenpreise schafft immer ein populäres Echo. Die Frage ist nur, ob dadurch die eigentlich finanzielle Annullierung, ohne die ein Weiterkommen auch in Frankreich nicht möglich ist, wirklich in gewünschtem Maße erzielt wird.

Die ungeheure Vertrauenskrise, die wie ein Dämon auf den Völkern der Welt lastet, stößt mit ihrem schwarzen Schatten dem französischen Sparer nach wie vor die größten Sorgen ein. Zudem belasten die Heeresausgaben mit ihren riesigen Summen jede Etatsgebarung. Solange noch die Kriegsjucht, täglich neu gereizt, wie ein Komet am Himmel steht, läßt sich das wirtschaftliche Zutrauen nur schwer entspannen. Daran leidet auch die Lavalische Innenpolitik. Sie möchte gern im Innern Ruhe schaffen, um nach außen im großen Stil Entscheidungen zu treffen. Aber sie erreicht diesen inneren Ausgleich nur mit Mühe, weil die äußeren Ungeklärtheiten immer wieder auf das Inland zurückwirken und in unlösbarer Verbundenheit dort Schaden stiften, wo man eben energisch vorbeugen wollte. Laval hat mit seinem Sparprogramm auf Grund der ihm von der Kammer erteilten Vollmachten einen Schritt nach vorwärts getan. Aber die Armee der Unzufriedenen ist dadurch zunächst nicht kleiner geworden. Sie marschiert noch immer hinter und neben ihm. Es wird abzuwarten sein, wer den längeren Atem besitzt.

Englands Stolz ist und bleibt nun einmal seine Flotte! So war es selbstverständlich, daß die festlichen Veranstaltungen aus Anlaß des Königsjubiläums mit einer großen Flottenparade zu beenden würden. Gerade hierfür hat man in der englischen Geschichte einen berühmten „Vorgang“,

denn als im Jahre 1897 die Königin Viktoria ihr diamantenes Regierungsjubiläum beging, bildete auch damals eine Parade der Flotte den Höhepunkt der Veranstaltungen. Inzwischen hat sich die englische Flotte vervielfacht. Es lag daher auch daran, den tiefsten Sinn der Jubiläumsvorstellungen, die der Welt die Macht des britischen Imperiums vor Augen führen, auch auf die Flottenparade zu übertragen. Ein bis ins kleinste ausgedachtes Programm, das dem Schaubedürfnis der flottenbegeisterten Engländer Rechnung trug, regelte den äußeren Verlauf. Die Flotten aus den englischen Gewässern und dem Mitteländischen Meer waren zusammengezogen. Im ganzen waren es 162 Kriegsschiffe, die auf der Meerenge zwischen der Insel Wight und dem Marinehafen Portsmouth Aufstellung genommen hatten. Seit der großen Flottenparade vom 16. bis 20. Juli 1914, also vor genau 21 Jahren, ist nie wieder eine solche Armada vereinigt gewesen wie zu dieser Ehrung vor dem König.

Am Montag begann das Auslaufen der Zuschauerflotte. In Abständen von fünf Minuten fuhren aus dem Hafen von Southampton die großen Ozeanische, die vollbesetzt die Zuschauer an die Paradeplätze heranbrachten. Sogar die „Verengaria“, eines der größten Schiffe der englischen Handelsflotte — es zählt über 51 000 Tonnen — war mit dabei. Dazu kamen die Schiffe aus dem Hafen von Portsmouth. Schließlich waren 20 Ozeandampfer, 23 Kanalschiffe, 11 Fischdampfer und 760 große und kleine Yachten im weiten Bogen um die Kriegsflotte vereint. Unter dem Donner der Geschütze und den Hurraufen der 50 000 Mann Besatzung fuhr der König an seiner Flotte vorbei. 45 Kilometer lang war die Front der Stahlleiber. Von den größten Kriegsschiffen der Welt, der 42 000 Tonnen große „Hood“, die großen Flaggschiffe „Queen Elizabeth“ der Mittelmeerflotte und der 33 500 Tonnen große „Nelson“, das Flaggschiff der Heimatflotte, bis zu den Torpedobooten und U-Booten — alle Schiffe standen im Schmutz der Flaggen und begrüßten den König mit Sirenenheul und Kanonendonner. Daß die englische Flotte aber mehr ist als ein Paradeobjekt, war der Eindruck, den jeder Teilnehmer der Portsmouther Festtage mit nach Hause genommen hat.

Was ist auf dem Kürfürstendamm in Berlin eigentlich geschehen? In Wirklichkeit doch nichts weiter als eine durchaus begriffliche und natürliche Reaktion auf das Verhalten gewisser jüdischer Kreise, die offensichtlich geglaubt haben, daß die Ideen von 1933 inzwischen eingeschlafen sind. Die von jüdischer Seite hervorgerufenen Störungsversuche bei den Aufführungen eines schwedischen Filmes am Kürfürstendamm führten zu Kundgebungen. Gewiß, man hat einigen Provokateuren das Handwerk gelegt. Aber sonst ist nichts geschehen. Niemand ist verwundet oder gar getötet worden. Kein Schuß ist gefallen, kein Säbel gezogen worden. Die Scherben von einigen Biergläsern und einer Fensterscheibe sind Zeugnisse für den ganzen Schaden. Das sind Dinge, die in jeder größeren Stadt auf der Welt sich täglich ereignen und nicht des Handumdrehens wert sind. Aber was macht die Auslandspresse davon? Spaltenlang berichtet sie über den neuen antisemitischen „Kreuzzug“ auf dem Kürfürstendamm und stellt die wirklich harmlosen Zwischenfälle so dar, als ob in Berlin Progrome an der Tagesordnung wären. Wir wollen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern nur eine kurze Frage stellen: Wo bleiben die spaltenlangen Berichte über die blutigen Ereignisse in Belfast, wo es täglich Tote und Verwundete gibt, in Konstantine, wo ebenfalls Schiffe trachten, in Amerika, wo erst in diesen Tagen wieder graufame Lynchjustiz geübt wurde? Was war eigentlich in Edinburgh los, daß der Bischof öffentlich um Hilfe rufen mußte? Kehrt gefälligst vor eurer Tür, ihr habt genug Schmutz davorn liegen!

Die fünf Vertreter der englischen Frontkämpferverbände, die in dieser Woche Deutschland besuchten, fanden eine herzliche Aufnahme und gewannen nach den Berichten ausländischer Blätter starke Eindrücke von dem Verständigungswillen, der Deutschlands Regierung und Volk befeuert. — Zehn Jahre sind es her, seit der erste Teil von Adolf Hitlers „Mein Kampf“ erschienen ist. Der zweite Band „Die nationalsozialistische Bewegung“ kam 1927 heraus. Im Vorwort schreibt der Verfasser über den Zweck des Buches: „Ich weiß, daß man Menschen weniger durch das geschriebene Wort als vielmehr durch das gesprochene zu gewinnen vermag, daß jede große Bewegung auf dieser Erde ihr Wachstum den großen Rednern und nicht den großen Schreibern verdankt. Dennoch muß zur gleichmäßigen und einheitlichen Vertretung einer Lehre das Grundraster derselben niedergelegt werden für immer.“ Den Zweck, den der Verfasser seinem Werk setzte, hat es vollumfänglich erreicht und damit gegen seine damalige Skepsis vor der Wirkung des Geschriebenen den Gegenbeweis geliefert. „Mein Kampf“ hat vielen ein festes, geschlossenes Bild von der Weltanschauung Adolf Hitlers vermittelt und damit zum Siege seiner Bewegung wesentlich beigetragen. Das Buch des Kampfes ist heute in einer Auflage von fast zwei Millionen verbreitet und gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes Nationalsozialisten.

Hundstage

Die wärmsten Wochen

Von Walter Lammert-Münster.

Wenn es im Mai oder Juni einmal richtig warm wird und das Quecksilber über 25 Grad im Schatten steigt, spricht man von „Hundstagshitze“. Damit will man eine besondere Wärme kennzeichnen, wie sie gewöhnlich erst während der richtigen Hundstage eintritt, die vom 23. Juli bis zum 23. August dauern. Der Name stammt daher, weil vom 23.

Juli ab der Hundstern in der Morgendämmerung sichtbar wird.

Es ist nun falsch, anzunehmen, daß unbedingt während der Hundstagszeit die absolut höchsten Temperaturen des Sommers eintreten, daß in dieser ganzen Periode ständig Rekordhitze herrschen müsse. Diese Höchsttemperaturen können während des ganzen Sommers entstehen und sind meistens an nur kurz währende Hitzeperioden gebunden, wie ja auch die Statistik sommerliche Höchsttemperaturen manchmal schon im Mai oder Juni verzeichnet. Hatten wir doch auch in diesem Jahre schon um den 10. und namentlich zwischen dem 25. und 28. Juni Hitzewerte von 33 bis 38 Grad Celsius im Schatten (Breslau am 27. Juni 38 Grad!), die wahrscheinlich schon die höchsten Temperaturen dieses Sommers waren, zumal die Breslauer Temperatur von 38 Grad als aboluter Rekordwert für Deutschland seit dem Bestehen vergleichbarer Temperaturmessungen zu betrachten sein dürfte. Auch diese Julitage haben „Hundstagshitze“.

Der Begriff der Hundstags-Periode bedeutet nun eine beständige große Wärme, die zwar Rekordwerte erreichen kann, dies aber nicht unbedingt tut und im übrigen regelrecht kühles Wetter von längerer Dauer ausschließt. Während der Hundstagsperiode kann die Temperatur wochenlang mittags 25 bis 30 Grad und darüber betragen und sinkt nachts kaum unter 20 Grad. Der Charakter der Hundstage äußert sich also einmal in einer beständigen Wärme, ferner bringen sie die bekannten lauen Nächte, in denen man im Freien übernachten kann, während vor Julibeginn in den Nächten meistens noch empfindliche Abkühlung erfolgt.

Die Tatsache dieser beständigen Wärme im Juli und August wirkt um so auffälliger, als die Sonne schon lange ihren Höchststand überschritten hat und die Tage merklich kürzer werden. Es ist aber eine bekannte klimatische Erscheinung, daß die Auswirkung des niedrigsten und höchsten Sonnenstandes immer erst ein bis zwei Monate später erfolgt. So tritt ja auch die beständige und fernige Winterkälte gewöhnlich erst Mitte Januar bis Anfang Februar an, vier Wochen nach dem kürzesten Tag.

So bringt die Zeit von Mitte Juli bis Augustende im allgemeinen die ideale Sommerwetterlage und hat dabei als Ferienzeit auch den meisten Zuspruch. Soweit sich Mutmaßungen aussprechen lassen, dürften in diesem Jahre die Hundstage ihrem Namen alle Ehre machen.

In der Gruft Heinrichs des Löwen

Der Führer

bei dem Vorkämpfer eines nationaldeutschen Königtums

Die Gruft Heinrichs des Löwen in Braunschweig, der der Führer einen Besuch abstattete, wird eine würdige Neugestaltung erfahren.

Den Mittelpunkt der Stadt Braunschweig räumlich und geistig bildet der erzgetriebene Löwe im Angesicht des Domes und der Burg Dankwarderode, der das Andenken an den Herzog Heinrich den Löwen wachhalten soll. In der Tat ist dieser schwertgewaltige Streiter aus der Geschichte des 12. Jahrhunderts nicht herauszubedenken. Die höfische Geschichtsschreibung hat ihn allerdings in der Vergangenheit bewußt zurücktreten lassen und ihn geradezu zu einem Feind des Kaisergedankens gestempelt. Der übrigens legendäre Kniefall Friedrich Barbarossas, als er den Löwen um Hilfe im italienischen Kriege bat, hat denn ein Uebriges dazu getan, das Bild dieses wirklich großen deutschen Staat- und Städtegründers zu verdunkeln.

Heute sehen wir die Perion und die Geheime anders und vor allem in richtigem Lichte an. Heinrich, der im Jahre 1129 geboren wurde, war ursprünglich Herzog von Bayern und Sachsen. 1142 verzichtete er zwar auf Bayern, um Sachsen als Kern seiner Hausmacht ausbauen zu können, doch nahm er bereits 1147 den Titel eines Herzogs von Bayern wieder an und verlor mit Aufstiege des Kaisers Friedrich I. gab es ihm wieder zurück. Zum Dank dafür begleitete Heinrich den Kaiser auf seinen ersten Römernügen und stand auch im Kirchenstreit auf der Seite des Kaisers. Nach Verdrängung der italienischen Feldzüge verwandte er die nächsten Jahrzehnte zum Ausbau seiner Hausmacht. Seine Besitzungen erstreckten sich zeitweilig von der Nord- und Ostsee bis zu Adria. Er schuf ein ausgedehntes Kolonialreich im Slawenland östlich der Elbe, vor allem in Holstein, Lauenburg und Mecklenburg, und erweiterte sein sächsisches Herzogtum gegen die benachbarten norddeutschen Fürsten, wobei er durch sein gutes Einvernehmen mit dem Kaiser gedeckt war. Angesichts eines solchen Riesenreiches ist es nicht verwunderlich, daß er der Gründer von München und Lübeck gleichzeitig gewesen ist.

Als der Löwe jedoch im Jahre 1176 die Unterstützung Friedrich Barbarossas zu einem neuen Römernug nur gegen einen hohen Preis bewilligen wollte, verwandelte sich die Freundschaft in Feindschaft. Da er durch seine Erfolge den Neid der Nachbarn erregt hatte, verbanden sie sich gegen den Löwen, gegen die sie auch mit den Mitteln der Nechtung vorgehen. Nach langen Kämpfen wurde Heinrich besiegelt. Sein sächsisches Herzogtum wurde zerstückelt, von Bayern, das Otto von Wittelsbach bekommen hatte, wurde die Steiermark als selbständiges Herzogtum abgetrennt. Erst gegen Ende der achtziger Jahre gelang es ihm, wenigstens einen Teil seiner Hausmacht wieder herzustellen. Am 6. August 1195 starb er in Braunschweig, wo er seitdem begraben liegt.

Die Bedeutung Heinrichs des Löwen für die deutsche Geschichte beruht vor allem darin, daß er, obwohl er als Kind seiner Zeit sich in fortgesetzten Kämpfen und Fehden fast erschöpfte, doch der erste Vertreter eines nationaldeutschen Königtums gewesen ist, das sich von der Idee des römischen Reiches deutscher Nation freizumachen verwarf. Er war der erste wirkliche Kolonialführer, der vom deutschen Boden aus vordrang und nicht vom Ausland her nach Deutschland kam. Durch seinen Kampf gegen die Kaisermacht vertrat er gewissermaßen, wenn auch natürlich ihm unbewußt, den Gedanken einer nationalen deutschen Revolution gegen eine

Stemle Weenwelt. Daß er an der Inneren Unsicherheit der übrigen deutschen Fürsten fast scheiterte, ist ein Beweis für die Gefahr dieses alten deutschen Erbübels. Wenn der braunschweigische Ministerpräsident Heinrich Graf als eine Wallfahrtsstätte des deutschen Volkes bezeichnet, führt sie diesen Ehrennamen mit Recht, denn Heinrich der Löwe gehört zu den wirklich großen deutschen Führerpersönlichkeiten des frühen Mittelalters.

Die Fischerflotten fahren aus

Das ganze Dorf ist irgendwie in Bewegung. Die Fischer mit hohen, schweren Wasserstiefeln, in Delmänteln und Südwestern, verlassen die Häuser und begeben sich an den Strand, wo die Rege und Reusen zum Trocknen aufgehängt waren. Die Boote werden seelbar gemacht. Von starken Seemannsfäusten werden sie in die Brandung geschoben, und hindurchgerudert. Dann fliegen die Segel in die Höhe, blähen sich im Winde, und nach wenigen Minuten schon gleiten die Boote über die weite Wasserfläche. An manchen Orten werden vor Beginn der großen Fangzeit, bisweilen auch vor jeder Ausfahrt zum Fang, Rege und Boote geweiht. Der Geistliche des Ortes erscheint am Strande und spricht einige Segensworte über die Männer, die hinausgehen, über Fahrzeuge und Gerätschaften. Barhäuptig, mit gefalteten Händen stehen die Männer da. Es ist ja keine leichte Arbeit, zu der sie hinausziehen. Viele Opfer fordert die Fischerzeit Jahr für Jahr, selbst heute noch, wo doch viele der Fischerflotten neben den Segeln mit Motoren ausgerüstet sind, so daß sie bei ausbrechendem Unwetter schneller in einen Hafen kommen können. Aber die See ist tückisch. Man kann ihr nicht trauen. Doch vielleicht lieben die Fischer ihren Beruf nur umso mehr, weil er so gefährlich ist. Gefahr ist die große Lodung für den Mann. Wir finden unter den Fischern die aucthresten, stolze Gestalten. Ihre Augen sind klar und durchdringend. Man sieht diesen Menschen an, daß sie Furcht nicht kennen. Was sie brauchen, ist Geistesgegenwart und Unergründlichkeit. Wer das nicht hat, soll sich einen andern Beruf aussuchen.

In der Nord- und Ostsee spielt der Hering für den Fischfang eine bedeutende Rolle, aber auch die Zeit des Flunderfangs kann sehr ertragreich sein. Gerade unter den Flundern oder Schollen gibt es manche sehr wertvolle Arten, die hoch bezahlt werden. Aber auch eine fleischige gewöhnliche Flunder ist ein Lederbissen, den allerdings die Leute von der Matelant am meisten zu schätzen wissen. Hier ist die Flunder eines der beliebtesten Nahrungsmittel. Man verzehrt sie gekocht, mit einer grünen Kräuterzose, gebraten und vor allem auch geräuchert. Feinschmecker behaupten, daß die Räucherflunder zarter und wohlschmeckender sei als alle andern Räucherfische.

Die Rege der Fischer wurden früher ausschließlich durch Handarbeit hergestellt. Eine tüchtige Fischerfrau mußte im Nehemachen geübt sein. Heute verwendet man meist die maschinell hergestellten Rege; allerdings müssen die Schößen dann immer noch mit der Hand ausgebessert werden, und das Umgehen mit der Rege ist eine wichtige Handfertigkeit.

In der Ostsee benutzt man vielfach das sogenannte Zunder- oder Buttnet, eine Rege, die durch Gewichte und Schwimmer am Grunde in schräger Lage gehalten wird. In den Maschen dieses Netzes verwickeln sich die Flundern. Ähnlich sind die Stellnetze, die für den Fang von Heringsen gebraucht werden. Die sogenannten Treibnetze, senkrecht im Wasser schwebende Rege, werden fast nur bei der Hochseefischerei auf Heringe und Matrelen angewandt. Diese Rege treiben mit dem Strom oder werden von Segelbooten gezogen. In ihren Maschen fangen sich die Fische mit den Köpfen. Die Zugnetze sperren große Wasserstraßen ab, so daß die hereingeschwommenen Fische sozusagen umzingelt und in einen in der Mitte der Rege wand angebrachten Beutel gedrängt werden. Durch die sogenannten Sperrnetze werden enge Meeresbuchten abgeperrt, nachdem die Fischschwärme in die Bucht eingelaufen sind. Mit diesen Sperrnetzen erzielt man in den norwegischen Fjorden sehr gute Erfolge. Ähnlich vielfältig und schwierig sind alle Gerätschaften, die bei der Fischerzeit gebraucht werden. Es gehört nicht wenig dazu, diesen Beruf von seiner technischen Seite aus zu beherrschen. Allerdings muß man dabei denken, daß die Fischer ihre Handarbeit nicht am grünen Tisch erlernen, sondern daß die Kenntnis der Geräte, der Fische, der Wetterverhältnisse, der Laichzeiten, der Fischgründe usw. vom Vater auf den Sohn und wieder auf den Sohn

weitergegeben wird. Wie Boot und Rege als kostbarster Besitz nach Möglichkeit in gutem Stande erhalten und vom Vater auf den Sohn vererbt werden, so ist der ganze Beruf des Fischers nicht ein Gewerbe, das man nach seinem Belieben zu erlernen pflegt, sondern in das man hineingeboren wird und das man von seinen Vorfahren übernimmt mitsamt all den Legenden und Sagen, die nur die Fischer kennen, mitsamt dem mancherlei Aberglauben, der allerlei böse Vorzeichen kennt und scheut, aber auch mitsamt der Liebe zu diesem gefährlichen und darum so echt männlichen Beruf.

95 Millionen Deutsche auf der Erde

Siebzehn Zahlen, die leicht zu merken sind: 65 — 75 — 85 — 95

Nach den letzten Berechnungen des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart gibt es rund 95 Millionen Deutsche auf der Erde.

Zu den unbestreitbaren Verdiensten der neuen Staatsführung gehört die Sinneslenkung der Volksgenossen auf das Deutschtum in der ganzen Welt. Gewiß hat es auch schon vorher deutschdenkende und deutschfühlende Kreise gegeben, die sich des Deutschtums im Ausland in jeder Weise annahmen. Zu den Sünden der Vergangenheit gehört die Teilnahmslosigkeit der Regierungen des alten Reiches und des Zwischenreiches, die im großen und ganzen nur theoretisches Interesse aufbrachten, für den praktischen Schutz und die Förderung des Gesamtdeutschtums aber nicht viel übrig hatten. Ist doch nichts bezeichnender als die Tatsache, daß bei der Erörterung von Sparmaßnahmen in erster Linie die Auslandsfonds gekürzt wurden.

Heute ist es gottlob ganz anders geworden. Jeder Deutsche weiß, daß, ganz gleich wo auch immer er sich befindet, er ein Glied des großen deutschen Volkes ist. Für das Deutschtum in der Welt ist jeder wertvoll, der deutschen Blutes ist. Der DDA, die Zentralorganisation für das Deutschtum im Ausland, ist einer der wichtigsten völkischen Außenposten, die wir besitzen. Nicht zu kriegerischen Eroberungen oder zu gewaltsamen Abtrennungen, sondern zu friedlicher Zusammenarbeit fordert er immer wieder von neuem auf. Das Deutschtum der Erde soll sich als eine große völkische und kulturelle Einheit fühlen, wobei die Staatsgrenzen selbstverständlich beachtet werden.

Ueber den Umfang des Deutschtums auf der Erde haben bis vor kurzem noch zahlreiche Unklarheiten bestanden. Im allgemeinen rechneten Freunde und Gegner mit etwa 100 Millionen Deutschen. Diese Ziffer klingt wahrscheinlich, wenn sie auch rein intuitiv etwas zu hoch geschätzt wurde. Nunmehr können wir endlich einmal klar überschauen, wie viele Millionen auf der Erde Deutsch als Muttersprache besitzen und sich deshalb zum Deutschtum bekennen. In einem vom Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebenen „Buch vom deutschen Volkstum“ wird in der Einleitung die Zahl und Verbreitung der Deutschen dargestellt. In den Ziffern, die das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart beigesteuert hat, finden sich die folgenden vier Zahlenwerte, die überaus leicht einprägend sind. In abgerundeten Werten beträgt nämlich die Zahl der Deutschen:

- 65 Millionen im Deutschen Reich.
- 75 Millionen in deutschen oder überwiegend deutschen Staaten.
- 85 Millionen in Europa.
- 95 Millionen auf der ganzen Erde.

Diese Zahlen sind nicht nur leicht zu merken, weil sie jeweils genau um 10 Millionen voneinander abweichen, sie lassen gleichzeitig auch die Gruppierung der Deutschen erkennen. Den Kern bildet mit mehr als zwei Dritteln der Gesamtzahl das Deutsche Reich. Zehn weitere Millionen wohnen in den benachbarten deutschen oder überwiegend deutschen Staaten Mitteleuropas, also Oesterreich, Schweiz, Danzig, Posen und Liechtenstein. Das ist das eigentliche Binnendeutschtum in Europa, die nächsten 10 Millionen in Europa und in Uebersee bilden das Auslandsdeutschtum im eigentlichen Sinne. Daß von den letzten 10 Millionen mehr als vier Fünftel in Nord- und Südamerika leben, ist allgemein bekannt. Der Wolgadeutschen sei in diesem Zusammenhang besonders gedacht, weil sie gegenwärtig von der Vernichtungspolitik der Sowjets aufs äußerste bedrängt sind. Im übrigen sind die Zahlen nur wenig auf- oder abgerundet, jedoch sie den Zählungs- und Schätzungsergebnissen des Deutschtums auf der Erde durchaus entsprechen.

Rundfunk

Programm des Reichsfunksenders Stuttgart

Sonntag, 21. Juli:

- 6.00 Aus Hamburg: Hafensonkonzert
- 8.00 Zeitangabe, Wetterbericht
- 8.05 Gymnastik (Glucker)
- 8.25 Bauer, hör zu!
- 8.45 Aus Stuttgart: Katholische Morgenfeier
- 9.30 Sendepause
- 10.00 Deutsche Morgenfeier der Hitlerjugend
- 10.30 Alles hört auf mein Kommando! 15 000 Turner im Schwabenland übernehmen die Kommando ihres Gauturnwarts
- 11.00 Aus Karlsruhe: Klavierkonzert
- 12.00 Aus Berlin: Mittagskonzert
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Aus Berlin: Mittagskonzert
- 13.50 Nach Frankfurt: Aus der Probenarbeit der Heidelberger Reichsfestspiele
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde: Rasperles Großmutter feiert Geburtstag
- 14.45 Die Viertelstunde für Handel und Handwerk
- 15.00 Stunde des Chorgesangs
- 15.30 Aus Karlsruhe: „Schwefelbäder in Baden“
- 16.00 Aus München: Buntes Nachmittagskonzert
- 18.00 Geronnene Schätze
- 18.30 „Otto Dobrindt spielt“
- 20.00 Aus Hamburg: „Heitere Opernmusik“
- 21.00 Nach Hamburg: Kirsch u. Co.
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.30 Gastspiel der Bläservereinigung der Berliner Staatsoper
- 23.15 Aus München: Tanzmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm:

- 5.45 Morgenprunk, Bauernfunk, Zeitangabe, Wetterbericht
- 6.00 Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.30 Aus Berlin: Frühkonzert 1
- 7.00 Aus Berlin: Frühnachrichten. Anschließend Frühkonzert 2
- 8.00 Aus Frankfurt: Wasserstandsmeldungen
- 8.10 Nach Frankfurt: Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.30 Funkwerbungskonzert der Reichspostkammer
- 9.00 Sendepause
- 10.45 Sendepause
- 11.00 „Hammer und Pfug“
- 13.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetterbericht
- 14.00 „Allelei von Zwei bis Drei“
- 15.00 Sendepause
- 16.00 „Klingendes Runterbunt“
- 20.00 Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 22. Juli:

- 9.00 Frauenfunk: „Als norddeutsche Hausfrau in Schwaben“
- 10.15 Schulfunk: Deutsches Volk — deutsche Arbeit
- 12.00 Aus Hannover: „Schloßkonzert“
- 15.00 Bekanntgabe der Termine „Wiedersehensfeiern alter Frontsoldaten“
- 16.00 Aus Baden-Baden: Heitere Musik am Nachmittag
- 17.00 Nach Berlin: Nachmittagskonzert
- 18.30 Hitlerjugendfunk: „Auf großer Fahrt im Faltboot“
- 19.00 Aus Karlsruhe: Bei Schwarzwälder Speck und Kirsch
- 20.10 Nach Berlin: „Feuerwerk im Juli“
- 22.20 Aus Frankfurt: Saardienst
- 22.35 Aus Breslau: Musik zur „Guten Nacht“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 23. Juli:

- 10.15 Fremdsprachen: Französisch für die Oberstufe
- 12.00 Aus Leipzig: Mittagskonzert
- 15.15 Blumenstunde
- 15.45 Tierstunde
- 16.00 Aus Heidelberg: Heitere Musik am Nachmittag
- 17.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
- 18.30 Französischer Sprachunterricht
- 18.50 „Ferien zu Haus“
- 19.00 Aus Leipzig: „Aus dem Füllhorn der Musik“
- 20.15 Funkexpedition nach Island
- 21.00 Nach Frankfurt: Orchesterkonzert
- 22.30 Aus München: Volksmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Rose von Flandern

Die Geschichte einer Liebe / Von Hellmut Kayler

Vertrieb: Romanverlag R. & P. Greiser, G. m. b. H., Rohrau

achtund verbot

„Ganz gewiß nicht, Herr Konsul! Herr Trent nicht!

Der liebe sich eher die Hand abhacken.“

„Das ist wohl wahr! Und mein Freund ist er und

ein Freund, nein, der betrügt den andern nicht! Und das

ist so schön, Josef!“

Stille im Zimmer.

„Ja, sein Wort, das gilt! Das weiß ich, Josef! Und

das ist ein Mann, der . . . der kann nicht betrügen!“

„Josef, wie finden Sie mich, mein Aussehen?“

Der Diener zögerte lange, dann sprach er: „Sie sehen

nicht gut aus, gnädiger Herr! Sie sollten nach dem Süden

fahren!“

Herbert nickte wieder. „Nach dem Süden . . . ja . . . das

wäre eigentlich ein Gedanke. Ja, Rose war noch nicht

dort unten! Ja, Josef, ich werde es meiner Frau sagen!

Morgen fahren wir, ja, der Herbst kommt ja doch. Mor-

gen fahren wir und Sie begleiten uns.“

Josef strahlte über das ganze Gesicht.

„Oh, gnädiger Herr!“

„Also abgemacht, morgen fahren wir! Jetzt helfen Sie

mir! Ich will schlafen!“

*

Unten ging das Fest weiter.

Bis die Mitternacht kam.

Da gingen sie langsam zur Ruhe. Rose suchte, begleitet

von Gerda, ihr Zimmer auf. Dort verabschiedete sie sich

herzlich von der Freundin und betrat ihre Räume.

Als sie ihr Schlafzimmer betrat, da schrak sie zusam-

men.

Auf dem Nachttischchen lag ein Brief.

Sie öffnete ihn und las:

„Liebe Rose! Ich bitte Sie um eine Aus-

sprache nach der Beendigung des Abends.

Ich werde an der Feldscheune auf Sie

warten! Ihr Hans.“

Sie starrte auf die Zeilen.

Ihr Herz schlug heftig. Was wollte Hans von ihr?

Warum suchte er den Weg der Heimlichkeit, der sie schuldig

dem Gatten gegenüber machte?

Traurigkeit erfüllte sie. Nein, sie wollte es nicht tun!

Aber es trieb sie doch dazu.

Als nach einer Stunde alles ruhig war, verließ sie ge-

räuschlos ihr Zimmer und trat hinaus auf den Hof.

Der Hund schlief nur ganz leise an. Dann kam er an

ihre Seite und umtänzelte sie.

Sie lief über den Hof, durch das kleine Tor, verließ das

Gut von der Rückseite aus und lief den Rain entlang nach

der Feldscheune.

Wie ein mächtiges dunkles Bauwerk ragte es vor ihr

auf.

Ihr Herz schlug mächtig.

*

Hans fand an diesem Abend keine Ruhe. Er sah in

seinem Zimmer und dachte über alles nach. Tiefe Dank-

barkeit war in ihm. Wie gut hatte es doch das Schicksal

mit ihm gemeint.

Er sah aus dem Dunkel hinaus durch das Fenster.

Ein Licht flog die Straße entlang, näher knatterte das

Motorrad. Da kam noch jemand der nach Bergfelde wollte.

Hans empfand plötzlich, daß es etwas sehr wichtiges

sein müsse.

Er lief hinunter in den Hof und öffnete das Tor.

Es war ein Beamter des Postamtes in der nahen

Stadt Groben. Er brachte ein dringendes Telegramm.

Blitztelegramm fogar.

„An den Herrn Konsul!“

Hans gab ihm eine Mark Trinkgeld und lief die

Treppe hinauf.

Er sah nach. Von Stettin kam es! Ah, sicher von dem

Bruder. Sollte er den Herrn jetzt wecken?

Er zögerte. Nein, mochte der Kranke ruhen. Er

klopfte an Frau Rosés Zimmer.

Aber niemand öffnete.

Durch sein Klopfen wurde Frau von Holten wach. Sie

kam aus ihrem Zimmer.

„Hans, Sie?“

„Ja, Frau von Holten! Ein wichtiges Telegramm!

Ich möchte den Herrn Konsul nicht wecken!“

Frau von Holten wunderte sich über den festen Schlaf

der Tochter und trat kurzerhand in das Wohnzimmer.

Im Schlafgemach, um nach wenigen Sekunden er-

schrocken mit einem Brief in der Hand zurückzukehren.

„Hans . . . lesen Sie! Was ist das!“

Hans nahm den Brief und las ihn. Er wurde bleich.

„Frau von Holten . . . der Brief ist nicht von mir!

Ich muß zu Rose!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief er die Treppe

hinunter.

„Jochen!“ brüllte er laut. Jochen steckte sofort den

Kopf zum Fenster heraus.

„Komme sofort nach der Feldscheune!“

Die Jochen noch einmal fragen konnte, war er wie

der Wind draußen und rannte der Feldscheune zu.

Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, aber er

nahm an, daß ein Verbrechen beabsichtigt sei.

Die Feldscheune tauchte vor seinen Augen auf.

Er lief, was er laufen konnte.

Stand vor der Feldscheune und sah plötzlich Rose.

Erstschöpf hielt er inne.

„Was . . . was tun Sie hier, Rose?“

Sie starrte ihn verwundert an, wollte antworten, aber

da sprangen schon zwei Männer auf sie zu, ein dritter

kam nach.

Hans fühlte, wie er zu Boden gerissen wurde. Er

schlug mit Händen und Füßen um sich. Der eine der Ver-

brecher erhielt einen Tritt auf den Leib, daß er zusammen-

fiel.

